

Nr. 188. Bromberg, den 19. August 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.
Von **Ludwig Thoma.**

9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Nanu!" sagte Schnaase und schritt etwas erleichtert neben Karoline her.

Natterer, der durch seine Höflichkeit eine ungünstige Meinung über die Altaicher gemildert hatte, stürmte in die Gaststube.

„Wo ist Herr Blenninger?"

„Hö ... hö!" machte der Posthalter, der keine Aufgeregtheit leiden mochte.

„Also, Blenninger, das geht einfach nicht mehr! Wenn der Dichter net zufällig in mein Laden kommen wär, hätt' ich überhaupt nix erfahren, daß wieder eine Familie eintroffen is; dir is ja net der Müh' wert, daß d' mir a Nachricht gibst!"

„Dös hättst scho no z' wiss'n kriagt. So werd's net pressier'n ..."

„Ich muß doch an Überblick hamm! Ich muß doch die Kurlisten führ'n! Oder führst as vielleicht du?"

„Gwiß net," sagte der Blenninger ruhig und steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Also muß Ordnung sei, net wahr? Und überhaupts müssen Formulare her, verstanden, wo die eintreffenden Kurgäst eingschrieben wär'n ..."

„Was hast denn für an Schmarrn?"

„Bei dir waar alles a Schmarrn! Bloß die Einnahmen net, gel? Wer hat denn d' Leut herbracht? Wenn i net ganz anderne Tendenzen hätt' als wie du, nacha waar heut noch koa Kurgast in Altaich ..."

„Is ja recht. Ma laßt dir dei Ehr ..."

„Ich brauch' keine Ehr. Ich arbeite für das Gemeinwohl und weil ich erkannt habe, daß jetzt die Epoche is, wo man Altaich als Kurort heben kann ..."

„Also, vo mir aus. Du bist derjenige, wo ..."

„Ich brauch keine Anerkennung, sag i. Aber Ordnung will i hamm, und de Formuler müss'n druckt wer'n ..."

„Druckst d' as halt ..."

Der tiefe Frieden, den Blenninger ausstrahlte, wirkte auf Natterer, und er sagte ruhiger, daß er seine Notizen machen wolle. „Hamm sich die Herrschaft'n schon ei'gschriebn?"

„Ko scho sei ..."

Fanny kam mit dem Fremdenbuche, das gleich wieder den Unwillen Natterers erregte.

Blenninger hatte das alte, vor vielen Jahren angelegte Buch behalten, weil es nicht bis zur letzten Seite beschrieben war.

Und so standen in der ersten Hälfte unter Geschäftsreisenden, durchziehenden Krattlern, Marktbesuchern auch Handwerksburschen aus aller Herren Ländern.

Und dicht unter einem Gottfried Schulze, Töpfergehilfen aus Perleberg, kamen der Oberinspektor Dierl aus München, der Oberleutnant von Wlazeck aus Salzburg, der Kanzleirat Schützinger aus München und, noch frisch mit Streusand bedeckt: Rentier Gustav Schnaase aus Berlin mit Frau, Tochter und Zofe ...

„Hm! Rentier ... Zofe ... Das müssen feine Leut sein ..."

„Wenn S' dös Zieser erst sehg'n, de Zof'n" sagte Fanny, „da wern S' a Freud hamm. De geht am ebna Bod'n, als wenn s' Stieg'n steiget, und bal ma s' was fragt, versteht s' oan net. Aba de werd si schneid'n, wenn s' glaabt, i trag ihr 's Wassa nach! De schaffet alle Aug'nblick was o! Und wia sa sie gstellt, wenns' was sagt! D' Aug'n druckat s' zua, de Loas, de greisliche ..."

„Fanny", sagte Natterer, „so dersen S' net red'n. De Leut san was Fein's g'wöhnt. Und vergessen S' net, daß da a guats Trinkgeld rausschaugt ... Was i sag'n will, Michel, i hab Durscht. Geh ma in Gart'n hintri und trink'n a frische Maß."

Damit war der Blenninger einverstanden, und sie setzten sich unter die drei Kastanienbäume, die in einer Ecke des Hofes ihren Schatten über drei Tische und etliche Bänke warfen.

Nur selten kam ein Gast dorthin.

Die Bauern blieben in der Stube, und die Marktbürger gingen an schönen Abenden in den Blenninger Keller.

Natterer sah es ungerne, daß der Platz vernachlässigt war, und daß die Hühner Tische und Bänke verunreinigt hatten.

„Sollt aa net sei, Michel, oder jedenfalls, es sollt nimma sei. Du muaßt di überhaupts mehr an den Gedanken gwöhnen, daß jetzt eine anderne Epoche für Altaich komma is, wie ma sagt. Da g'höret'n gedeckte Tisch her und Palmen, vastehst? In Kübeln, wia ma's in die Hotel siecht."

Der Blenninger gab ihm keine Antwort. Er blies bedächtig den dicken Schaum von seiner frischen Maß und schnaufte wohlgefällig, nachdem er getrunken hatte.

Natterer machte es ihm nach.

Diese echtesten Genüsse bleiben von den Zeitepochen unberührt.

Sechstes Kapitel.

Auf der Nord- und Westseite des Sassauer Sees treten große Fichtenwälder ans Ufer heran, gegen Süden und Osten hemmen rasch ansteigende Hügel den Blick. Etliche Höfe liegen oben, deren Dächer über den Kamm herüber lugen.

Hie und da tönt von droben Hundegebell oder der Klang einer Glocke, die zur Mittagszeit die Ehhalten heimruft.

Aber wenn sich der Schall im Wald verliert, verstärkt er das Gefühl der Einsamkeit für einen, der am Ufer sitzend ins klare Wasser schaut.

Auf einer Halbinsel, deren Raum es beinahe ausfüllt, liegt das alte Benediktinerkloster Sassau.

Es stimmt eigen, wenn man ein mächtiges Gebäude, einstmals den Mittelpunkt eines nach allen Seiten hin wirksamen Lebens, verlassen und unbenützt sieht. Man sträubt sich dagegen, daß alles, was man hier als Ergebnis der Arbeit, des Fleißes und der Kunstfertigkeit vieler Menschen erblickt, nur zum Verfalle dienen solle.

Daß hinter Marmorportalen in gewölbten Gängen und Sälen, in Werkstätten und Zellen alles Leben erloschen bleiben müsse. Die Zierrate über den hohen Fenstern zeigen, daß wenige Jahrzehnte vor der Säkularisation kunstreiche Hände das Kloster noch für eine ferne Zukunft geschmückt hatten, aber die Leere, die hinter den Scheiben gähnt, das Gras, das im gepflasterten Hofe wuchert, da und dort abfallender Mörtel zeigen auch, daß hier keine Sorgsamkeit mehr waltet.

Besonders an der Außenseite, gegen den See hin, sind arge Spuren des Verfalles sichtbar, und was hier als Gebüsch zur Zierde gepflanzt worden war, ist wild in die Höhe geschossen.

Dereinst war das Kloster reich an Landbesitz gewesen.

Die Grundstücke wurden aufgeteilt, und die alten Leibgedinger kamen zu Wohlstand.

Für das große Gebäude fand sich kein Käufer.

Der Staat wollte es zu allerlei Zwecken verwenden, stand aber jedesmal von seinem Vorhaben ab, weil die Unterhaltungskosten zu hoch gekommen wären. Das Kloster war zu abgelegen, und die Zerstückelung des Besitzes hatte einen Zustand geschaffen, der hinterher für die wohlwollenden Absichten ein unübersteigliches Hindernis bildete.

So wie das Kloster nun da lag, zwecklos mitten in die Einsamkeit hineingestellt und in Hoffnungslosigkeit begraben, tot und doch lebendiger Zeuge vergangener Tage, konnte es freilich ernste und auch mit dem Ernste spielende Gedanken wachrufen.

Es war romantisch, wie Natterer sagte, an den man wieder einmal erinnert wurde, weil Konrad malend am Ufer saß.

Er ließ die Mauern düsterer über dem Wasser emporragen und gab dem See ein bedeutenderes Aussehen, weil es ihm für ein Plakat richtig erschien und . . . „Bravo!" rief jemand, und als er sich umwandte, stand der rüstige Kaufmann vor ihm.

Aber nicht allein.

Zwei Damen, eine ältere und eine jüngere und ein dicker Herr, der seinen Kahlkopf mit einem Taschentuche abtrocknete, waren mit Natterer auf dem Waldwege unbemerkt herangekommen.

„Das is großartig, Herr Oßwald, daß ich Ihnen an dieser pittoresken Stelle triff . . ."

„Wollense uns nich bekanntmachen?" unterbrach Schnaase, und weil Natterer dazu nicht die rechte Gewandtheit zeigte, übernahm er es selbst.

„Rentier Schnaase aus Preußisch-Berlin; meine Frau, meine Tochter."

Konrad verbeugte sich, und Natterer sagte:

„Die Herrschaft'n erlaub'n, das is der Herr akademische Kunstmaler Oßwald, unsere künstlerische Attraktion, wie man zu sag'n pflegt . . ." Schnaase schüttelte dem jungen Manne jovial die Hand.

„Freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Zu Hause verkehren wir auch viel in Künstlerkreisen. Meine Frau hat 'n Faible dafür und ich auch . . . Also Sie halten diese hübsche Stelle hier fest?"

Schnaase warf einen prüfenden Blick auf das Bild.

„Wirklich sehr niedlich! Sieh mal, Karline, wie sich allens im Wasser spiegelt. Famos! Das is wohl pläng är?"

Konrad sagte in seiner bescheidenen Art, daß er für ein Plakat einige schöne Punkte der Umgebung male . . .

„Für unsern Fremdenverkehrsverein nämlich", unterbrach ihn Natterer. „Ich habe diese Anregung gegeben, weil ich glaube, daß durch die Bekanntgabe von pittoresken Punkten das Publikum angezogen wird . . ."

„Das kommt dann so in die Wartesäle, nich wahr?"

„Natürlich. Ich sehe, daß Herr Schnaase gut Bescheid wissen . . ."

Henny hatte ihre Aufmerksamkeit von der pläng är-Skizze weg auf Konrad gerichtet, der, jung und schlank und von der Sonne gebräunt, das Anschauen wert war. Und Mädchen wissen es schon so einzurichten, daß ihr Gefallen nicht unbeachtet bleibt.

Es gibt ein Nervenfluidum, eine durchs Od übertragene Sympathie, und daher kommt es, daß Jünglinge merken, was ihnen nicht verborgen bleiben soll.

Auch Konrad fand Gefallen an dem Mädchen, das eine biegsame Figur hatte und ein frisches Gesicht mit lebhaften Augen und kecker Nase.

Er fragte, ob die Herrschaften das Kloster sehen wollten, und bot sich als Führer an.

Die Damen gingen freudig darauf ein, und es fügte sich, daß der junge Mann mit ihnen voraus ging, während Schnaase und Natterer nachfolgten.

„Sagen Sie mal, Sie wollen also Plakate mit den Altaicher Ansichten veröffentlichen?"

„Jawoll, Herr Schnaase; in die Hotels, wissen Sie, und in die Bahnhöf' . . ."

„M—hm . . ."

„Daß halt das reisende Publikum überall aufmerksam g'macht wird . . ."

„So? Hören Se mal, ich halte Sie für ne Art von Reklamegenie, ich habe Ihnen das schon mal gesagt . . ."

Natterer verbeugte sich geschmeichelt.

„Sie haben die Sache in Ihrer Art 'raus, aber diesmal sind Se auf dem falschen Wege."

„Wie meinen Herr Schnaase?"

Der Berliner Rentner blieb stehen und schaute seinen Begleiter durchbohrend an.

„Sehen Sie mich mal an! Warum bin ich hier?"

„Wie mei —"

„Warum bin ich nich in Zoppot? In Ischl? Im Berner Oberland?"

Natterer wußte nicht, was der bedeutende Mann wollte, aber Schnaase klärte ihn gleich auf.

„Ich will's Ihnen sagen. Von wejen der Phantasie bin ich hier. Wie meine teure Gattin Ihr Inserat gelesen hatte, kriegte sie's mit der Phantasie. Der erfinderische weibliche Geist spiegelte ihr einen Höhenluftkurort mit allen Reizen vor. Und denn war nischt mehr zu machen, wir mußten einfach."

„Hoffentlich hamm die Herrschaft'n ihre Erwartungen erfüllt . . . ah . . . gesehen . . ."

„Nee, Verehrtester! Absolut nich. Ich hatte sofort den starken Eindruck, daß Sie uns gehörig geblaßmeiert haben. Wo sind denn nu Ihre Voralpen und Ihre Höhenluft un Ihre Kuranstalten? Nich zu vergessen die großartigen Moor-Heilbäder! Nee, mein lieber Natterer, gemogelt haben Sie, das es ne Art hat!"

„Entschuldigen Herr Schnaase. es tut mir sehr leid . . ."

„Das braucht Ihnen gar nich leid zu tun. Wir sind nu mal hier, un das is für Sie die Hauptsache und is der Erfolg Ihres Inserates. Aber nu wollen Se 'n Panorama von Ihrem Höhenluftkurort in die Welt schicken? Menschenskind, damit ruinieren Se ja das ganze Phantasiegebilde durch die nackte Wirklichkeit! Das soll so 'n ausgekochter Reklamechef wie Sie nicht machen!"

Natterer schritt nachdenklich neben dem Berliner Gaste her. Der Mann hatte Weltkenntnis und hatte Menschenkenntnis, ja, er war eigentlich der erste, der seinen vollen Wert erkannt hatte.

Man mußte seine Warnung beachten.

„Hören Se mal," sagte Schnaase wohlwollend, denn er sah den Eindruck seiner Worte, „hören Se mal, ich könnte Ihnen überhaupt 'n bißchen unter die Arme greifen. Wir könnten zusammen arbeiten, verstehen Se, und Erfahrung habe ich, darauf können Se sich verlassen . . ."

Natterer ging freudig darauf ein, und der Herr Rentier, der ein ausgesprochenes Talent zum Müßiggänger und Projektenmacher hatte, erhoffte sich angenehmen Zeitvertreib.

„Die Sache muß ins Lot gebracht werden," sagte er, „und vor allem muß der moderne Mensch hier seine Befriedigung finden. Wir leben nu mal im zwanzigsten Jahrhundert, da ist nischt gegen zu machen, und danach müssen wir uns eben richten. Lassen Se nur uns beide die Sache dirigieren, Natterer, denn erleben wir noch Altaich mit Kurhaus und Kurgarten und Kurkapelle . . . na, da sind wir ja!"

*

Die Bringer der Neuzeit betraten den Klosterhof, wo Konrad dabei war, den Bau des Klosters zu erklären.

Hier waren Kapitelsaal und Refektorium, dort die Wohnung des Abtes, Bibliothek und die Zellen der Mönche; im anderen Flügel Werkstätten, Bäckerei und Brauerei.

Die Damen hörten aufmerksam zu; ein Menschenkenner hätte bemerkt, daß sie dem seltsamen Eifer des jungen Mannes und seiner Art, sich auszudrücken, mehr Beachtung schenkten, als seinen Worten.

Henny rief:

„Nein, wie süß! Horch doch, Mama! Die Mönche mußten alles selbst machen; waschen, putzen, kochen. Und da gab es also nie eine weibliche Hilfe?"

„Das war gegen die Ordensregel," sagte Konrad.

„Aber Henny, das weiß man doch! Allerdings ihr mit euren französischen Romanen und mit Russen und Dänen und Gott weiß was erfahrt so was nich mehr. Aber zu meiner Zeit hat man Ekkehard von Scheffel gelesen, und da ist man doch mehr im Bilde. Nich wahr, Herr Oßwald?"

„Gewiß, gnädige Frau, und ich glaube, es waren auch Benediktiner."

„Wie hier? Siehst du, Henny! Und das war doch so — nich wahr? — daß nich mal die Herzogin über die Torschwelle gehen durfte, und deswegen nahm sie doch der Mönch und trug sie ins Kloster. Is es nich so?"

Konrad bejahte, und Henny fand die Idee reizend, einfach so getragen zu werden.

„Aber das Gefühl, ganz allein mitten unter Männern, die uns hassen! Brr!"

„Das war nicht so schlimm, wie du meinst," erklärte Frau Schnase. „Im Gegenteil. Man weiß doch, daß sehr viele Männer aus unglücklicher Liebe ins Kloster gingen. Ich finde es wunder- wundervoll, wenn ein Mann so stark empfindet, daß er über ne Enttäuschung nich wegkommt und sich mit seinem Schmerze zurückzieht . . ."

„Ist das wahr?" fragte Henny mit einem sehr schelmischen Blicke auf Konrad.

„Es kann schon vorgekommen sein . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Der vornehme Tisch.

Humoreske von **Rudolf Presber.**

In dem kleinen Bad, in dem ich dies Jahr meinen Rheumatismus ins Moor setzte, gibt's ein Kaffeehaus. Das „Café Eichhorn". Es gehört zu den Pflichten besserer Kurgäste, sich nachmittags hier einmal einzufinden und bei einer Tasse „für angegriffene Herzen präparierten" Kaffees mit Anstand zuzusehen, wie sich die andern mopsen.

Wenn ich so gegen vier Uhr ins „Café Eichhorn" kam, den fürs Herz gesunden Kaffee zu trinken und nachzuschauen, ob die beiden Zeitschriften vom Vorjahr schon in festen Händen waren, saßen immer an dem Marmortisch neben dem mit unzähligen Fliegen bedeckten Pfeilerspiegel drei Personen und spielten Skat. Um einen zehntel Pfennig spielten sie, wie wirklich vornehme, nicht auf den Gewinn, sondern auf seelische Unterhaltung in guter Gesellschaft bedachte Leute das tun. Drei Personen von großer Distinktion. Und die Distinktion nahm noch zu in der Schätzung der anderen Kaffeehausbesucher, wenn man hörte, wie sie sich gegenseitig mit Hochachtung anredeten.

„Sie spielen aus, Herr von Höchst!"

„Verzeihung, nein, Frau Rat, ich habe ja gegeben."

„Ach, richtig — dann spielt also unser lieber Herr Direktor aus."

Und der liebe Herr Direktor spielte nicht nur aus — er gewann auch meistens. Denn er war der Einzige, der gerissen spielte und gelegentlich die Zehn drückte.

Die Frau Rat verlor ungern, das sah man. Es war weniger der Geiz bei ihr — mein Gott, bei einem zehntel Pfennig konnte kein Vermögen verloren werden —, es war mehr der verletzte Ehrgeiz. Die Frau Rat war immer puterrot vor Erregung, wenn sie nach Begleichung ihres Verlustes von zweiundzwanzig Pfennigen aufstand, das Kirschtörtchen am Büfett zu bezahlen. Durch diesen Gang ersparte sie das Trinkgeld für die Bedienung.

Herr von Höchst ertrug aber seinen Verlust, der bei zweistündigem Spiel meist zwischen dreizehn und einunddreißig Pfennigen betrug, mit dem ruhigen Gleichmut wahren Adels, von dem der Freiherr vom Stein gesagt hat, daß er der Stolz und die Stütze großer Monarchen sei, und der schließlich auch in der Republik noch in Würde das Gesicht zu wahren versteht.

Den Nachmittagsgästen des „Café Eichhorn" erging es wie mir — dieser distinguierte Tisch erzwang ihre Beachtung und stille Hochachtung. Man nahm einen gewissen Anteil an dem Schicksal dieser vornehmen Spieler, wenn der Herr Direktor erklärte, er passe; wenn die Frau Rat ein Nullouvert ansagte, das sie meistens verlor, oder Herr von Höchst mit lässiger Miene einen Grand anmeldete.

Kurz vor meiner Abreise — für meinen Rheumatismus erhoffte ich Günstiges von der „Nachkur" um Weihnachten — verbrachte ich noch eine wie meist verregnete Nachmittagsstunde im „Café Eichhorn"; aß das letzte der berühmten Nußtörtchen und blätterte in einem Familienblatt der Vorkriegszeit. Da setzte sich die Wirtin zu mir, Frau Eichhorn, eine dicke, gemütliche Frau, die — aus Geschäftssinn oder Herzensbedürfnis — immer den Abreisenden noch ein Viertelstündchen ihrer persönlichen Unterhaltung gönnte.

Nachdem sie mich gefragt, ob ich schon gepackt und nichts vergessen hätte, mich auch ermahnt hatte, auf Zahnbürste und Nachthemd zu achten, die eine verbrecherische Neigung hätten, liegen zu bleiben, sprachen wir von der Saison.

Frau Eichhorn war zufrieden. Ich rühmte die Vorzüglichkeit ihrer Erzeugnisse. Frau Eichhorn mißverstand das und sagte: Ihr Sohn sei in der Lehre in Halle. Ich rühmte die distinguierten Gäste. Frau Eichhorn nickte. Ich erwähnte besonders den vornehmen Tisch, an dem gerade wieder der Herr Direktor zum Erstaunen der beiden Spielteilnehmer ein Solo spielte.

„Das ist bezeichnend für die Vornehmheit des ganzen Lokals", rühmte ich, „im Mittelpunkt ein adliger Herr, der mit einer Frau Rat und einem Direktor sich im Skatspiel vergnügt."

„Ach nein", lächelte Frau Eichhorn und verschränkte die Arme unter dem geräumigen Busen. „So schlimm ist das nun auch nicht. Sehen Sie, zum Beispiel ich — heiße hier Frau Eichhorn. Aber eigentlich heiße ich Frau Seekatz, geborene Wolf —"

Das ist ja eine Menagerie, dachte er. Aber Frau Seekatz-Eichhorn fuhr fort: „Da hat nun mein seliger Mann, weil er hier mal ein Eichhorn mit 'nem Blasrohr geschossen hat, ehe das Häuschen hier stand, die Konditorei „Café Eichhorn" genannt. Nun heiße ich eben Frau Eichhorn oder Witwe Eichhorn, obschon ich eigentlich . . ."

„Ich verstehe, Seekatz, geborene Wolf — — Aber, Verzeihung, was hat das mit dem distinguierten Tisch zu tun?"

„Nun —" Frau Eichhorn-Seekatz-Wolf rieb sich mit dem Finger die Nase und lächelte verschmitzt — „unser kleines Bad wird nicht überlaufen von Gefürsteten und Zelebritäten und so. Da ist man schon froh, wenn man ein bißchen Ersatz hat, der nach was klingt. Dort, der Herr Direktor zum Beispiel —"

„Ja, was ist das wohl für ein Direktor?" Ich sah mir den merkwürdigen nervösen kleinen Mann mit dem Ziegenbart genauer an, während ich fragte.

„Das ist nun so", sagte Frau Eichhorn, „der hat mal vor Jahren hier mit der Kurdirektion verhandelt. Er wollte so ein Theaterchen — —"

„Ach so, er ist Theaterdirektor!?"

„Nee, nee — nun warten Sie doch mal ab! Das war er nie. Er wollte erst — aus Liebe zur Kunst —, eigentlich hatte er, glaube ich, ein Drogengeschäft in Halle, das er gut verkaufte — nun hat er sich in den Kopf gesetzt: ein Waldtheater —"

„Freilichtbühne, ich verstehe."

„Ja. Aber ein Waldtheater!"

„Waldtheater? — Hier herum gibt's doch aber gar keine Wälder!"

„Stimmt. Das war von ihm übersehen. Eine — was man so „Truppe" nennt, hatte er auch nicht. Stück auch keins. Aus den Verhandlungen ist dann nichts geworden — es war ja auch kein Wald da. Und nun kommt er so aus Anhänglichkeit jedes Jahr als Kurgast. Wohnt, wie die beiden andern Herrschaften, die mit ihm spielen, im Kurhaus und wird „Herr Direktor" genannt."

„Direktor — von —?"

„Nu eben von dem Waldtheater, das er mal gründen wollte!"

„Und aus dem nichts geworden ist? — So, so — aber — die Frau Rat?“

„Da ist es nun wieder anders mit dem Titel“, belehrte mich Frau Eichhorn-Seekatz. „Gucken Sie mal genau hin, wie die Frau Rat so ist — wie sie die Sechser neben sich anhäufelt — und schauen Sie bloß, wie sie pedantisch die Karten zum Fächer ordnet und wie sie die Stiche — viele macht sie ja nicht —, die Karten so Eck auf Eck legt. So ist die Frau überhaupt, so akkurat. Auch in ihrem Zimmer im Kurhaus. Zur Verzweiflung bringt sie das Stubenmädchen, weil sie so ak-ku-rat ist. Nun heißt die Frau eigentlich Koruwanszinsky. In all den Jahren hat sich kein Mensch an den Namen gewöhnen können. Aber da sie nun — und das weiß hier jeder — so schrecklich ak-ku-rat ist, so haben wir sie erst hier so unter uns immer „Frau Akkurat“ genannt. Und das haben nun die Gäste gehört, und sie selbst hat's gehört und hat gelacht — und sehen Sie, wie die Gäste nun so was hören — die Gäste sind immer fürs Vornehme —, da beißen sie an. Und nun heißt sie eben nicht mehr „Frau Akkurat“, sondern einfach „Frau Rat“.“

„Ja, hören Sie, Frau Eichhorn, dann ist also die Frau so wenig eine Frau Rat, wie —“

„— wie der Direktor ein Direktor!“ bestätigte Frau Eichhorn, die eigentlich Seekatz hieß, vergnügt.

„Dann verstehe ich nicht recht, wie ein — immerhin ein wenig adelsstolz aussehender — Edelmann, wie dieser Herr von Höchst —“

„Werden Sie gleich verstehen. Der Mann heißt ja eigentlich Müller. Schlankweg Müller, und ist gebürtig von Höchst am Main. Nun gibt's hier bei uns gerade so schrecklich viele Müllers. Bei Ihnen in Berlin, habe ich mir sagen lassen, können Sie auch nicht klagen. Da haben wir ihn hier, wo er doch immer wiederkam, zum Unterschied von andern Müllers, den Müller von Höchst genannt. Na, und wie das so geht — der „Müller“ hat sich dann schließlich verkrümelt. Und nun ist und bleibt er hier der: Herr von Höchst. Und ich glaube, das tut ihm ganz wohl. Darum kommt er jedes Jahr wieder her. So für vier Wochen adlig sein, ist ganz nett. — Aber entschuldigen Sie, die Frau Rat will ihr Kirschtörtchen bezahlen, da muß ich ans Büfett . . .“

Damit enteilte die Frau Eichhorn, die eigentlich Seekatz hieß und eine geborene Wolf war, um der Frau Koruwanszinsky, die „Frau Rat“ genannt wurde, das Trinkgeld für die Bedienung zu ersparen.

An meinem Nachbartisch aber hörte ich gerade jetzt einen älteren Kurgast einen Neuankömmling belehren: „An dem Tisch drüben am Spiegel, von dem die Dame jetzt aufgestanden ist — übrigens eine Geheimrätin, ich glaube sogar, Exzellenz — ja, die beiden Herren, die da sitzen geblieben sind, da ist der eine davon Generaldirektor — und der andere, der ist ein Baron . . . Solche Leute haben wir hier im Bad — ja!“

Träumendes Echo.

Das Echo schläft, geduckt auf schmalen Grat,
Wo längs der Wand hinführt der Gemsenpfad,
Ganz an die Glut des Felsgesteins verloren . . .
Im Schlafe zucken lauschend seine Ohren.
Das Echo träumt . . .
Von Murmelpfiff in Felsenwüstenei,
Von eines Bussards schnabelkrummem Schrei,
Von Windessausen in den Berggras-Halmen,
Von leisem Menschenruf an fernen Almen . . .
Das Echo träumend einen Namen lallt,
Der greift sich hin am glühenden Basalt,
Hebt vorm Kamin das Eulenflaumgefieder
Und schwebt versingend in die Wiesen nieder.
Der Jäger streckt sich dort im Sonnenschein,
Und dann — warum? — fällt ihm sein Mädchen ein,
Wie gestern abend, als die Sterne kamen,
Er sie herausgelockt an ihrem Namen . . .

Börries, Frhr. v. Münchhausen.



Bunte Chronik



* **Des Staatspräsidenten neuer Wecker.** Als der bisherige französische Staatspräsident Gaston Doumergue vor einigen Wochen den Elyseenpalast verließ, nahm er zwei Wagen voll kleiner Geschenke mit, die sich im Laufe seiner siebenjährigen Amtsperiode aufgestapelt hatten. Den größten Teil davon würde er freilich gern zurückgelassen haben. Seinem kubanischen Kollegen Machado geht es nicht besser. Eines der schönsten Dinge, die dem hohen Herrn bisher geschenkt worden sind, ist ein sonderbarer Wecker. Er rasselt nicht nur, sobald die Morgensonne eine bestimmte Zeitlang auf ihn eingewirkt hat, sondern er bereitet dem Präsidenten Kaffee. Zu diesem Zweck mahlt der Wunderwecker selbsttätig die Bohnen, schüttet das richtige Maß in die Tasse und gießt das inzwischen zum Kochen gebrachte Wasser darauf. Sollte nun der Präsident einmal länger schlafen, so ist die Wunderuhr so freundlich, den heißen Kaffee nach ein paar Minuten Wartens in eine Kanne zu gießen und ihn dort in tadellosem Zustand und unter Wahrung der erforderlichen Temperatur aufzubewahren, bis es dem Oberhaupt Kubas beliebt, aus den Federn zu kriechen. Soweit ist ja das Geschenk sehr schön. Ein Museumsstück zweifellos. Doch manchen Kubanern will es scheinen, als habe der Spender das Staatsoberhaupt schwer beleidigt. Denn niemals hätte der Erfinder den Fehler begehen dürfen, mit dem Nichtaufstehen des Präsidenten zu rechnen. Ein Staatsoberhaupt steht immer auf, wenn die Pflicht ruft, und dreht sich nicht noch einmal auf die andere Seite.

Lustige Rundschau



Nachtverkehr.



„Wissen Sie, Ihre Betten erinnern mich auffallend an ein Schachbrett.“
„Wieso?“
„Es gibt da Läufer und Springer.“

*

* **Brahms Tierleben von Hermann Bahr.** Der bekannte Wiener Dichter Hermann Bahr war in Berlin zu Besuch und erregte wegen seines auffallenden Patriarchenbartes allenthalben großes Aufsehen. In einer Buchhandlung fragte ihn eine „ästhetische“ Dame gerade heraus, ob er nicht vielleicht der Dichter Theodor Däubler wäre. Hermann Bahr, der wie stets guter Laune war, antwortete der aufdringlichen Fragerin: „Mein Bart ist zwar so groß wie der von Theodor Däubler. Ich heiße aber nicht Däubler, sondern Johannes Brahms.“ Die Dame, hoch erfreut über diese berühmte Bekanntschaft, wollte ihm etwas Schmeichelhaftes sagen: „Ach, dann sind Sie der, der das so vielgelesene und hochinteressante Buch geschrieben hat, wie ist nur schnell der Titel?“ Ironisch lächelnd half ihr Bahr aus der Verlegenheit: „Brahms Tierleben“, sprach's und verschwand mit freundlichem Grinsen und wehenden Bartzipfeln.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.